



»Alt-Sein« ändert alles

Liebe Leserinnen und Leser,

wenn es um die zunehmende Zahl älterer Menschen geht, werden häufig düstere Zustände heraufbeschworen. Von Altersarmut und Vereinsamung ist die Rede, von der wachsenden Zahl Pflegebedürftiger und Dementer, von schrecklichen Verhältnissen in Altenheimen und der Angst vorm Sterben. Alt zu werden, das scheint für viele Betroffene eine Last zu sein, und für Jüngere ein Schreckensszenario.

Richtig ist, dass die Alterung unsere Welt tiefgreifend verändern wird – aber vor allem auch unser Bild des Alterns. Das gegenwärtige Bild vom Alter als eine Zeit, in der man sich ausschließlich »erholt«, ist historisch begründet, aber inhaltlich nicht mehr sinnvoll. Nicht mehr »ausruhen« vom Leben, sondern eine Phase neuer Verantwortung wird das Alter prägen. Alte werden klare gesellschaftliche Pflichten übernehmen müssen.

In Zukunft werden zu den Schlüsselfaktoren einer insgesamt älter werdenden Bevölkerung sowohl das Wohnumfeld wie auch die Entwicklung der Siedlungsräume gehören. Es wird besonders darum gehen, möglichst allen Menschen die Teilhabe an den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Angeboten, ein gesundes, sicheres Wohnen und eine umfassende Integration an ihrem Wohnort zu ermöglichen. Deshalb müssen wir Quartiere – überschaubare Nachbarschaften in den Städten ebenso wie gewachsene Gemeinden im Umland und im ländlichen Raum – als Handlungsebene neu verstehen, in die Planung einbinden und als wichtige Basis des Zusammenwirkens aller Beteiligten betrachten.

Ihr Jörg Rommelfanger
Herausgeber



Das Quartier der Zukunft

Älteren Menschen muss ein selbstbestimmtes, selbstständiges und mitverantwortliches Leben ermöglicht werden.

Von Klaus Gertoberens

Wir wissen es alle und manchmal können wir es nicht mehr hören: Der demografische Wandel wird in den kommenden Jahrzehnten alle Bereiche des Lebens in unserer Gesellschaft maßgeblich beeinflussen und nachdrücklich verändern.

Wirtschaftsstrukturen und Sozialsysteme müssen überarbeitet oder ganz neu entworfen werden. Ging es lange Zeit darum, eine vermeintliche »Katastrophe« abzuwenden und bestehende Systeme umzuformen, etwa durch Erweiterung der Rente um den »demographischen Faktor«, wird mittlerweile immer

klarer, dass es vor allem unser »Bild vom Alter« ist, das sich ändern muss.

Politik für ältere Menschen muss darauf zielen, deren Lebenssituationen so zu gestalten, dass ihnen ein selbstbestimmtes, selbstständiges und mitverantwortliches Leben ermöglicht wird.

Unterschiedliche Lebensstile und -situationen führen zu unterschiedlichen Anforderungen und Vorlieben bei der jeweiligen Lebens- bzw. Wohnform. Der zentrale Ort, an dem man sich wohlfühlen möchte, ist die Wohnung. Gerade für ältere Menschen gilt das in einem besonderen Maße. Insbesondere dann, wenn sie in ihrer Mobilität eingeschränkt sind und sich dadurch häufig in ihrer Wohnung aufhalten. In ähnlicher Weise gilt

das für das unmittelbare Wohnumfeld und für das Quartier, den Stadtteil oder das Dorf in dem die Menschen leben.

Also müssen Rahmenbedingungen für ein aktives Altern in erlebbaren und überschaubaren Nachbarschaften geschaffen werden, auch muss der Schutz und die Hilfe für diejenigen gewährleistet sein, die Pflege brauchen, krank oder behindert sind.

Entscheidend wird sein, den ganzen Lebenszyklus in den Blick zu nehmen, Jung und Alt zusammenzubringen.

Viel zu wenig beachtet wird, dass die am stärksten anwachsende Bevölkerungsgruppe die der älteren Menschen mit Migrationshintergrund sein wird. Diese zu betreuen und versorgen wird deshalb eine wachsende Aufgabe in vielen Kommunen darstellen.

Im Quartier der Zukunft leben also nicht Pflegebedürftige, Steuerzahler, Demenzzranke, Migranten oder Autofahrer – sondern einfach Menschen, »wie du und ich« – Menschen, die in Ruhe und Frieden leben, wohnen und alt werden wollen.



Klaus Gertoberens (* 1951) ist Chefredakteur von Flechtwerk. Der diplomierte Betriebswirt und Politologe hat sich nach

dreißig Jahren Tagesjournalismus in leitenden Funktionen wieder aufs »Lokale« besonnen. Als gebürtiger Rheinländer hatte er

Anfang der 80er-Jahre mitgeholfen, eine Lokalredaktion im Münchner Umland aufzubauen. Diese kommunalen Erfah-

rungen hatten ihn derart fasziniert, dass er sich in seiner Diplomarbeit mit den Möglichkeiten auseinandersetzte, wie dem

Bürgerwillen in den Gemeinden mit Mitteln der direkten Demokratie stärker Geltung verschafft werden könnte.

Die Babyboomer gehen in Rente

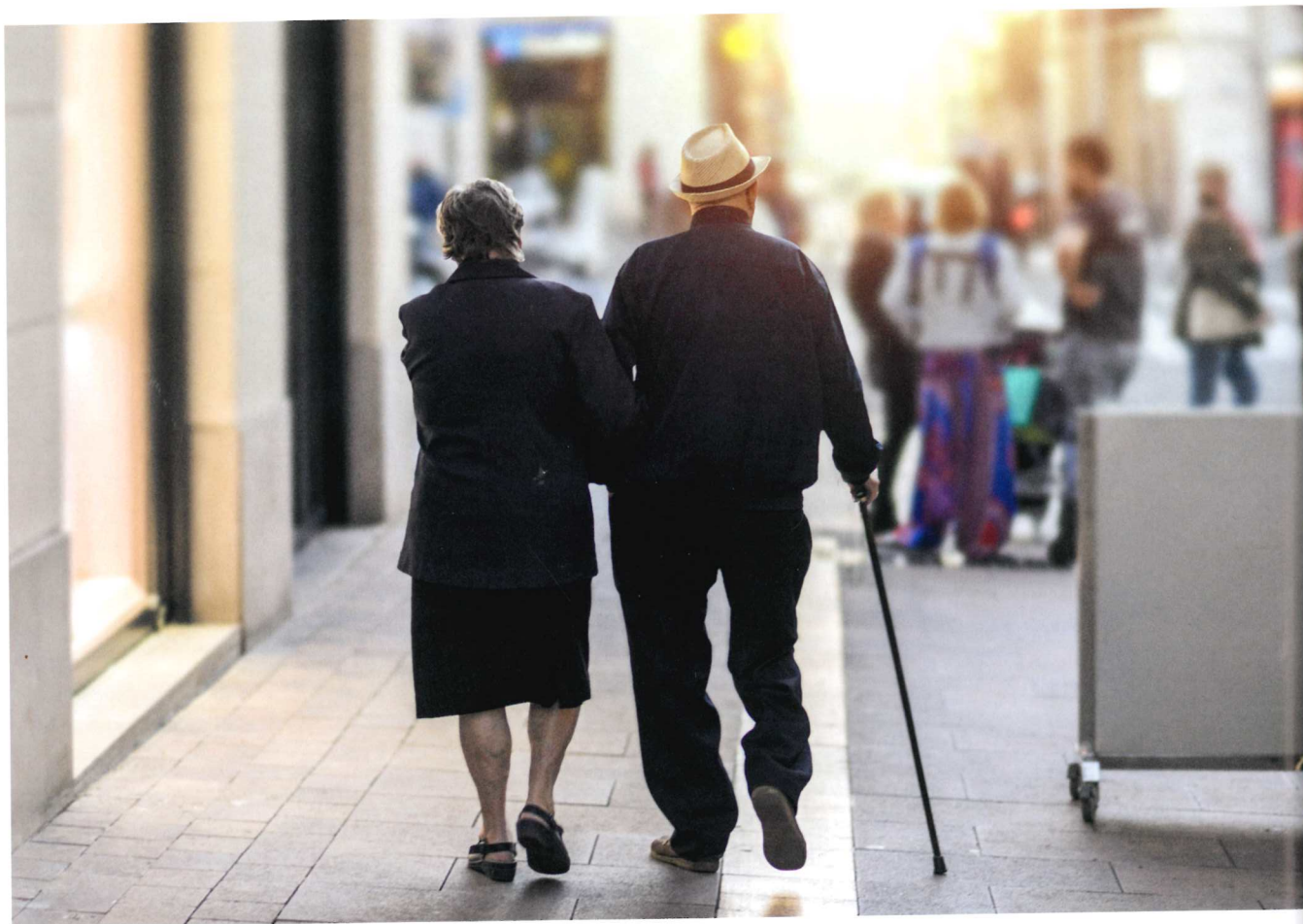


Foto: Daniel Fajowes / Fotolia

In den kommenden Jahren werden die geburtenstarken Jahrgänge in den Ruhestand gehen und eine Lücke im Arbeitsmarkt sowie in der Finanzierung der Sozialsysteme zurücklassen. Was das für die Kommunen bedeutet.

Von Clara Sebunya

Als die Menschen in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg mit neuer Zuversicht in die Zukunft blicken konnten, machte sich die neue Zeit auch demografisch bemerkbar. Es wurde wieder mehr Nachwuchs geboren: In den 1950er- und 1960er-Jahren kamen die sogenannten Babyboomer zur Welt, die heute rund 30 Prozent der Gesamt-

bevölkerung ausmachen – also einen überproportional hohen Anteil stellen. 1964, zum Höhepunkt des Babybooms kamen in Deutschland Ost und West über 1,3 Millionen Kinder zur Welt. Heute sind es nur noch gut halb so viele.

Mehr alte Menschen

Zurzeit befinden sich die großen Geburtsjahrgänge der 1950er- und 1960er-Jahre noch im erwerbsfähigen Alter. Nach und nach verabschieden sie sich nun in den

Ruhestand. Der Höhepunkt wird um Jahr 2030 erreicht. Die nachrückende Jahrgänge der unter 20-Jährigen, als kommende Nachwuchsgeneration für den Arbeitsmarkt, kann dann die in Ruhestand wechselnden Personen nur etwa zur Hälfte ersetzen.

Die Babyboomer eint somit die Erfahrung, dass es dort, wo sie in Erscheinung traten, immer voll war – in der Schule in der Ausbildung, bei der Suche nach einer Wohnung oder nach einem Job. Sie haben auch gemeinsam die Bild-

Städte auf dem Weg zu mehr Altersfreundlichkeit

Um attraktive Wohn- und Lebensorte zu bleiben, müssen die Städte ihre Alterspolitik überdenken. Wie können sie einer immer älteren Gesellschaft gerecht werden? Ein Projekt der Hochschule Luzern zeigt Wege auf.

Von Mirjam Aregger

Die 75-jährige Sonja Erni möchte zu Hause alt werden. Zu Hause alt werden bedeutet ein Stück Freiheit und Lebensqualität, auch wenn sich schrittweise Einschränkungen bemerkbar machen. Deshalb besucht Sonja Erni einmal pro Woche das nahegelegene »Dienstleistungszentrum« im Quartier. Sie bringt hier ihre Wäsche vorbei, geht in die medizinische Fusspflege und bucht den Fahrdienst zur Physiotherapie. Sie nimmt aber nicht nur Unterstützung in Anspruch, sondern engagiert sich auch in der Nachbarschaft: Quartierrundgänge, bei denen sie die Seniorenfreundlichkeit des Quartiers mit kritischem Blick prüft, gehören für sie zur Pflicht. Hier hat sie schon auf schwer zugängliche Haltestellen aufmerksam gemacht.

Dieses Beispiel aus Schaffhausen zeigt, wie zeitgemässe Alterspolitik funktionie-

ren kann: niederschwellige Unterstützungsangebote im Alltag, die lokal auf die Quartiere ausgerichtet sind, sowie ein aktiver Einbezug der älteren Bevölkerung. Die Stadt hat Altersheime zu drei quartierbezogenen »Dienstleistungszentren« mit verschiedenen Wohnangeboten und Serviceleistungen umfunktionierte. Das Pflegeheim ist nur noch für eine zeitlich kurze und in der Regel letzte Lebensphase bestimmt.

»Schaffhausen ist ein Vorbild für viele Städte und Gemeinden. Es ist höchste Zeit, die kommunale Alterspolitik weiterzuentwickeln«, sagt Jürgen StremLOW, Experte für Sozialpolitik an der Hochschule Luzern. Mit der anstehenden Pensionierungswelle der Babyboomer wird sich in der Schweiz die Zahl der älteren Bewohnerinnen und Bewohner bis 2045 auf 2,7 Millionen verdoppeln. Wollen Städte und Gemeinden als Wohn- und Lebensort attraktiv bleiben und die Aufgaben und Kosten, die auf sie zukommen, bewältigen, müssen sie ihre Alterspolitik aktiv an

die Hand nehmen. Das Thema ist komplex und das Modell Schaffhausen nicht für alle geeignet. Deshalb hat sich die Hochschule Luzern mit der Studie »Gestaltung der Alterspolitik« dem Thema angenommen. Diese ist Teil eines Projekts mit der Technischen Hochschule Köln, das innovative Wege in der Alterspolitik von Städten und Gemeinden erforscht.

In einem ersten Schritt haben Jürgen StremLOW und sein Team 15 unterschiedliche Schweizer Städte und Gemeinden untersucht. Die Analyse zeigt, wie Behörden das Thema planen und umsetzen, welche Formen der Beteiligung für ältere Menschen existieren, wie innovationsfreudig die Verantwortlichen sind und ob sich die Angebote am lokalen und sozialen Umfeld der Älteren ausrichten. Daraus wurde eine Typologie entwickelt, die aus fünf Stufen besteht: von Kommunen auf Stufe 1, die ihre Kernaufgaben erfüllen, bis zu Städten wie Schaffhausen auf Stufe 5, die eine umfassende Alterspolitik betreiben. »Bisher sind fünf der



Das Glück der späten Jahre

Foto: Rawpixel.com / Fotolia

Müssen wir uns vor dem Alter fürchten? Keineswegs: Ein 75-Jähriger ist heute so zufrieden wie ein 45-Jähriger. Doch kurz vor dem Tod verlässt das Glück viele Menschen. Forscher rätseln noch über die Gründe.

Von Berit Uhlmann

Die Witwe hat etwas Wichtiges mitzuteilen: »Mit 90 Jahren hat sich mein Leben komplett verändert.« Die Besucherin atmet tief ein, sie erwartet Klagen, die berechtigter kaum sein könnten: die kranke Hüfte der alten Frau, die Schmerzen, die vielen Treppen. Doch dann leuchten die blauen Augen in den unzähligen Lachfalten auf: »Ein Mann ist in mein Leben getreten: ein grundanständiger Herr!« Auch wenn das Leben längst nicht immer auf diese Weise überrascht – Glück ist im Alter verbreiteter, als die meisten jün-

geren Menschen glauben. Aber warum eigentlich?

Psychologen stellen immer wieder fest, dass Einbußen, Einschränkungen und Entsagungen zum Trotz die Lebenszufriedenheit auch im Alter hoch ist und mitunter sogar noch steigt. Eine umfangreiche Befragung von mehr als tausend betagteren US-Amerikanern hat ergeben, dass sie erstaunlich wenig an ihrem Leben auszusetzen hatten. »Selbst die, die mitten in den Abbauprozessen des Alters steckten, berichteten, dass sich ihre Lebensqualität verbessert hat«, wundert sich Studienautor Dilip Jeste.

Auch deutsche Rentner können ihrem Leben viel Positives abgewinnen. Im Deutschen Alterssurvey werden seit 1996

regelmäßig mehrere Tausend Bundesbürger von einem Alter von 40 Jahren an befragt. Etwa 60 Prozent äußern dabei eine hohe Zufriedenheit. Wirklich unzufrieden sind nur maximal sieben Prozent. Das Ergebnis bleibt über die Generationen hinweg nahezu gleich: Ein 75-Jähriger fühlt sich heute etwa genauso wohl wie ein 40-Jähriger.

Wissenschaftler versuchen seit Jahren, dieses Paradox der Lebenszufriedenheit zu ergründen. Gewiss spielen gesellschaftliche Faktoren eine Rolle: »Eine gute materielle Sicherung und Bildung sorgen für eine hohe Lebenszufriedenheit im Alter«, sagt der Psychologe Clemens Tesch-Römer, Leiter des Deutschen Zentrums für Altersfragen in



Die Straße als Galerie

Leer, leerer, Freimfelde: Das Gründerzeitviertel in Halle zählt zu den Orten mit der höchsten Leerstandsrate deutschlandweit. Das Stadtplanungsbüro Freiraumgalerie spielt mit dieser Leere und verwendet dabei ausgerechnet Graffiti. Es ist eine Kombination aus ästhetischer Kunst und Bürgerbeteiligung, die den Freiraum Straße neu erfindet und Freimfelde in ein buntes und selbstbestimmtes Quartier verwandeln kann.

Von Vanessa Kanz

Ein Gang durch die Landsberger Straße in Halle war bis vor einigen Jahren eher ungemütlich. Viele Häuser standen leer, kein Licht fiel abends durch die Fenster auf die Gehwege. Nichts als Tristesse und Schmutz. Seit der Wende kämpft der Stadtteil Freimfelde mit Verfall; den Schlachthof, der damals Arbeit und Bewegung in das Viertel brachte, gibt es nicht mehr. Nach Angaben des Bundesamtes für Statistik hatte die Landsberger Straße im Jahr 2010 den höchsten Leerstand deutschlandweit. Es gab keinen Grund, durch diese Straße zu flanieren. Das ist heute anders. Heute lädt sie ein, den Schritt zu verlangsamen, stehen zu bleiben und sich umzublicken, zu staunen. Denn große, bunte Wandbilder zieren die Brandwände der Häuser, Street Art setzt Akzente an Schornsteinen und Fenstersimsen.

Dass hier etwas in Bewegung ist, sich etwas verändert, ist der Freiraumgalerie zuzuschreiben, einem Kollektiv für Raumentwicklung, 2012 gegründet. Eines der ersten Mitglieder im Kollektiv war der Stadtplaner Hendryk von Busse. Der 32-Jährige ist studierter Raumplaner und spezialisiert auf schrumpfende Regionen und Städte. In seiner Diplomarbeit verteidigte er die These, dass Graffiti, und damit Street Art, in leeren und schrumpfenden Städten positive Impulse setzen kann, um diese zu revitalisieren. Nach einigen Fallstudien stellte sich Freimfelde als besonders geeignet dar, um in seiner Rolle als vernachlässigter und von der Stadtregierung vergessener Stadtteil als urbaner Spielplatz zu agieren. Der hohe

Leerstand ging mit entsprechenden sozialen und städtebaulichen Problemen einher: hohe Arbeitslosigkeit, Kinderarmut, Kriminalität, fehlende Entwicklungsperspektiven. »Die Situation war und ist auch der Lage von Freimfelde geschuldet: Als einziges Wohnviertel östlich des Bahnhofs liegt es zwar zentral, ist jedoch durch die Gleiskorridore vom Rest der Stadt getrennt«, sagt Hendryk von Busse. Eine verlorengegangene Großstadtinsel, deren Exotik nun durch die Freiraumgalerie ins Viertel getragen wird: »Mit unserem ersten Urban Art Festival 2012 wollten wir aufzeigen, dass man diesen Leerstand nutzen könnte, um eine neue Stadtlebensqualität zu erzeugen«, erinnert sich von Busse. Künstler und Bürger sollten diese ungenutzte Stadsubstanz selbst gestalten. Teil des Festivals waren darüber hinaus Kultur-



KINDER GESTALTEN EIN HAUS MIT TIERMOTIVEN.

Foto: Freiraumgalerie